



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

doch die Gedanken besänftigen, die aufgepeitscht durch sein Hirn jagen! Etwas summt in seinem Innern, etwas empört sich, etwas stürzt zusammen. Wie Fesseln, wie grausame Fesseln löst es sich los, wie ein Wind erhebt es sich in den Trümmern seiner Seele und verjagt die Schatten.

Er steht auf. Zerhauen ist der Strick, der ihn gefesselt hielt. Er nimmt die Kränze, einen nach dem andern, von den Wänden und legt sie auf einen Haufen. Es rascheln die dürren Zweige, der Staub wirbelt wie eine stickige Dampfwolke auf, die Blätter zerreiben sich in seinen Fingern zu Staub.

Er geht hinunter in den Hof. Der letzte Augenblick ist da. Er häuft die Kränze auf dem Boden auf. Seine ganze fruchtlose Vergangenheit hat er jetzt auf einem Trauerhügel vor sich. In der Hand hält er eine brennende Kerze. Vorwärts! spricht eine Stimme zu ihm; es würgt in ihm, er schließt die Augen, um nicht zu sehn, und hält die Kerze an den Blätterhaufen. Die trocknen Zweige knistern, und eine rötliche Flamme züngelt hoch empor in die stille Luft. Ein Qualm steigt aus der glühenden Asche auf.

Es ist aus — er ist wiedergeboren. Nichts verbindet ihn mehr mit der Vergangenheit. Er hat einen Strich darunter gezogen. Die Luft strömt wohligen Duft aus. In der Ferne dehnt sich unabsehbar ein blühendes Gefilde. Weidende Herden, flatternde Schmetterlinge, lustig gaukelnde Insekten. Das Leben ist auf dem Siedepunkte. Es ist der erste Mai. Er hat den Weg nach dem Lande zu eingeschlagen. Sein Geist ist nun friedevoll, seine Füße sind leicht. Das Leben lächelt ihm lieblich zu. Vögel flattern ihm singend ums Haupt. Er macht sich auf, um Feldblumen vom Berge zu pflücken und mit eigener Hand den neuen Maienkranz daraus zu winden; seinen eignen Kranz, keinen gekauften. Seine Füße sind stark; er könnte bis zum Gipfel des Berges emporklettern wie ein Adler. Er ist jetzt selbst ein Adler.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

3. Mai 1908

(Das Kaiserpaar auf Korfu. Österreich und Italien. Die deutschen Bundesfürsten beim Kaiser Franz Joseph. Der deutsch-französische Vertrag über die Abgrenzung von Kamerun. Ostasiatisches.)

Das Kaiserpaar hat am 3. Mai Korfu wieder verlassen, um die Rückreise nach der Heimat anzutreten. Zum erstenmal in seiner Geschichte hat das liebe Eiland der Phäaken und des Uliksos, des Odysseus und der Naukida einen modernen fürstlichen Hofhalt großen Stils gesehen. Denn der Kaiser reiste eben doch nicht als Privatmann, sondern mit großem Gefolge, und er wurde auch nicht als solcher, sondern als Monarch eines mächtigen Reichs von allen Seiten behandelt. Nicht nur die griechische Königsfamilie, die ja mit dem Kaiserhause eng verwandt ist, begrüßte ihn im Geleite von Kriegsschiffen auf Korfu, sondern auch ein englisches und ein österreichisches Geschwader wie eine Abordnung des Sultans erschien; und das klassische Achilleion, der Ruhesitz der unglücklichen Kaiserin Elisabeth, die hier in stiller Zurückgezogenheit Vergessenheit suchte, wimmelte von glänzenden Hofsoletten und bunten Uniformen. Das Idyllische Korfu trat dabei freilich ganz in den Hintergrund. Ein Kaiser hat es eben nicht so gut wie andre

Leute, er hat niemals Ferien oder Urlaub, die großen Geschäfte gehn immer fort und sind die Feinde jeder Idylle.

Politische Bedeutung sollte die Kaiserreise allerdings nicht haben und hatte sie nicht. Da nun aber die Politik einmal von lebendigen Menschen gemacht wird, und auch Monarchen Menschen sind, so sind doch auch ihre persönlichen Begegnungen und Eindrücke nicht ohne Bedeutung, trotz allen Redereien von der verringerten Wichtigkeit solcher Vorkommnisse. Und wie das Zusammentreffen des Kaisers mit dem König Viktor Emanuel, dessen „hoher Intelligenz“ Fürst Bülow leztthin ein glänzendes Zeugnis ausgestellt hat, in der Lagunenstadt die Unerforschlichkeit des Dreibundes von neuem vor Augen geführt hat, so mag der Kaiser von Korfu aus so manchem den Blick auf den gegenüberliegenden politischen „Wetterwinkel“ Europas geworfen haben und diesen Verhältnissen innerlich näher getreten sein als sonst, wie es jedem aufmerksamen Reisenden im fremden Lande geschieht. Noch ist die makedonische Frage keineswegs gelöst, und die Verschiedenheit der Interessen Österreichs und Italiens an diesen Gestaden ist zwar zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben, weil sie in der Natur der Dinge liegt. Die „Sandschatbahn“ ist unzweifelhaft ein zunächst wirtschaftlicher Vorstoß Österreichs nach dem Süden, der dem Weltverkehr zugute kommen wird, und unter den neuen italienischen Postämtern auf türkischem Boden befindet sich auch eines in Balona an der epirotischen Küste. Wie könnten auch die Italiener jemals vergessen, daß die Ostküste der Adria jahrhundertlang unter venezianischer Herrschaft gestanden hat? Noch heute tragen die Städte Dalmatiens und Istriens ein durchaus italienisches Gepräge, das Italienische ist die bevorzugte Verkehrssprache, und der Löwe von San Marco schaut dort noch von Toren und Palästen herab. Das alles ist politisch gleichgültig und begründet keinen praktischen Anspruch, aber vergessen ist es nicht, und dann und wann verrät ein an sich ganz unverbindliches Wort, wie manche gebildete Kreise Italiens darüber denken. Als leztthin das neueste Drama Gabriele d'Annunzios *La Nave*, eine Verherrlichung altvenezianischer Seeherrlichkeit, eben in Venedig eine Reihe von Abenden hintereinander aufgeführt wurde — auch aus dem tirolischen Trentino gingen billige Sonderzüge dorthin —, und der Dichter, der selbst am Adriatischen Meere zu Hause ist und dieses gern als das eigentlich italienische Meer betrachtet, dabei erschien, da hat er bei einem Bankett die Hoffnung ausgesprochen, dereinst beide Ufer der Adria unter einer Herrschaft vereinigt zu sehen. Das geht noch über die irredentistischen Ansprüche hinaus. Aber das Bündnis zwischen Österreich und Italien ist nun einmal eine reine Vernunftheh, kein Herzensbündnis, das wissen und fühlen beide Teile; wie es Italien davor bewahrt, der Gefolgschaft Frankreichs zu verfallen, so sichert es Österreichs Südwestgrenze. Aber drohend schauen österreichische Forts vom Monte Brione bei Riva her auf den breiten blauen Spiegel des Gardasees, und von der andern Seite erinnert der gewaltige Turm von San Martino, der überall an und auf dem See sichtbar ist, an die Entscheidungsschlacht von Solferino, die der österreichischen Herrschaft über die Lombardei ein Ende machte und die Möglichkeit zur Einheit Italiens schuf, noch keineswegs diese Einheit selbst. Unter diesen Umständen ist es eine wichtige Aufgabe der deutschen Politik, zwischen den beiden Bundesgenossen das gute Vernehmen aufrecht zu erhalten und alte Erinnerungen zurückzudrängen um realer gemeinsamer Interessen willen.

Auf der Rückreise von Korfu her wird nun der Kaiser auch den österreichischen Kriegshafen Pola besuchen, das einst auch zu Venedig gehört hat, und dort die österreichische Flotte sehen, die sich ihre 1866 ruhmvoll behauptete Stellung in der Adria nicht entreißen lassen darf. Von dort wird er nach Wien gehn, um hier am

7. Mai, umgeben von den bedeutendsten deutschen Bundesfürsten, den greisen Kaiser Franz Joseph zu seinem sechzigjährigen Regierungsjubiläum zu begrüßen. Gewiß ein einziges Schauspiel, diese Versammlung deutscher Fürsten in Wien, da doch Österreich nicht zum Deutschen Reich gehört, und doch nicht nur eine persönliche Huldigung für den Monarchen, der in seiner Person in allem Wechsel der Begebenheiten, allen innern Umwälzungen und Feindseligkeiten zum Trotz, die Einheit seines weiten buntgemischten Reichs vom Bodensee bis an die Karpaten, vom Erzgebirge bis an die Adria vertritt und der lebendige Mittelpunkt aller seiner Völker geblieben ist, sondern auch eine großartige Kundgebung für das unlösliche Bundes- und Vertrauensverhältnis, das zwischen den beiden großen germanischen Reichen Mitteleuropas besteht, und das seine beste Kraft findet in dem innerlichen Bedürfnis der Völker und in ihrer innigen Kulturgemeinschaft, nicht nur in politischen Erwägungen. Niemals hat ihr Bündnis so fest gestanden wie heute, wo Österreich seit mehr als vierzig Jahren seine Stellung im alten Deutschen Bunde aufgegeben und damit jede Veranlassung zu den alten Rivalitäten beseitigt hat, das Deutsche Reich sich aber von dem internationalen Gader der habsburgischen Völker fern hält.

Wenn der Dreibund die feste Grundlage der europäischen Staatengemeinschaft und die Bürgschaft des europäischen Friedens ist, so zeigen die Verträge zwischen den Ost- und Nordseemächten und die freundlichen Beziehungen zwischen den andern Mächten, die sich in mannigfachen Verschlingungen bewegen und alte Gegensätze wirklich oder scheinbar auflösen, die den Erdteil beherrschenden friedlichen Tendenzen. Auch unser Verhältnis zu Frankreich ist trotz Marokko davon ergriffen. Nicht nur so manche persönliche Verührungen zwischen gebildeten Kreisen beider Völker bezeugen dies, sondern auch das neue Abkommen mit Frankreich über die Abgrenzung zwischen Kamerun und dem französischen Kongogebiet vom 18. April, das uns einen breiten Zugang zum Senga und damit zum Kongobecken eröffnet. Das trifft fast zusammen mit dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der deutschen Kolonialpolitik; am 1. Mai 1883 schloß Lüderitzens Bevollmächtigter, Heinrich Vogelsang, in Bethanien den entscheidenden Vertrag, der ein Gebiet von neunhundert Geviertmeilen für Deutschland erwarb, der Anfang unsrer mit schweren Opfern an Gut und Blut endlich gesicherten südwestafrikanischen Kolonie.

Inzwischen steigt im fernen Osten an den Küsten des Großen Ozeans ein unvermeidlicher Konflikt langsam herauf. Es ist zunächst der uralte Rassengegensatz zwischen den Ariern und der gelben mongolischen Rasse, der hier in dem Verhältnis der amerikanischen Union und Japans wieder zutage tritt, der sich zunächst in der Einwanderungsfrage gezeigt hat, und den keine politische Kunst beseitigen kann, weil er in den tiefsten Empfindungen der Völker begründet ist. Mit der Fahrt des weitaus größten Teils der nordamerikanischen Schlachtflotte nach Kalifornien, mit der wiederholten, zunächst freilich noch abgelehnten Vorlage des Präzidenten Th. Roosevelts über den Bau von vier Linienschiffen ersten Ranges und mit den Befestigungen auf den Philippinen wendet die Union ihre strategische Front nach Westen. Zugleich scheint sich aber die Welt des äußersten Ostens, die mongolische Welt, sogar in sich selbst zu spalten. Die Japaner meinten nach ihren mandchurischen Siegen China unter eine Art von Vormundschaft nehmen zu können, und japanische Instruktooren, japanische Waffen, japanische Reglements begannen in der Tat die europäischen zu verdrängen. Jetzt aber zeigt sich in China eine breite Volksbewegung gegen diesen japanischen Einfluß vor allem in dem Boykott japanischer Waren, die Japan höchst empfindlich trifft, und dahinter steht doch wohl der zähe Stolz der Chinesen auf ihre uralte Kultur, von der die Japaner jahrhundertlang völlig abhängig gewesen sind. Japan aber hält nur

mit äußerster Anstrengung seine gewaltige Kriegsrüstung aufrecht und hat an den finanziellen Folgen des russischen Krieges noch schwer zu tragen, an Größe und Volkszahl aber bedeutet es gegen das chinesische Vierhundertmillionenreich sehr wenig. Sollte es sich etwa auch als eine künstliche Großmacht enttüllen, der die nachhaltige Kraft fehlt, sich dauernd als solche zu behaupten, etwa wie dem durch den Dreißigjährigen Krieg emporgekommenen Schweden, und deren Bedeutung weniger auf der eignen Stärke als auf der Schwäche der an sich viel stärkeren Nachbarn beruht? Und wie würden sich zu einem chinesisch-japanischen Konflikt die nächstbeteiligten Mächte Rußland, England und Amerika stellen? Solche Fragen aufzuwerfen liegt nahe; eine Antwort könnte auch der klügste Staatsmann nicht geben.

\*

Die drei großen Zweifler. Heinrich Weinel behandelt in einem der theologischen Fakultät zu Gießen gewidmeten geistvollen Büchlein: Jbsen, Björnson, Nietzsche (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1908) die drei großen modernen Problemdecker und Dichter als die Repräsentanten des heutigen Widerspruchs gegen das Christentum. Der von den Naturwissenschaften ausgehende Widerspruch treffe nicht das Christentum selbst, sondern nur die äußere Hülle, in der es der Jugend im Religionsunterrichte (der an sich eine Ungereimtheit sei) dargeboten werde: das von der Naturwissenschaft vernichtete alte Weltbild. Ernst zu nehmen sei dagegen der Widerspruch, der gegen die Moral des Christentums erhoben werde, von der doch jeder ins Leben tretende Religionschüler bemerken müsse, daß sie in Wirklichkeit nicht gelte. Die Prüfung dieses Widerspruchs, wie ihn Nietzsche formuliert hat, ergibt nun, daß dessen Kritik zum Segen für das Verständnis unsrer Religion ausge schlagen sei. „Indem er in den Kampf wirklich um die wesentlichen Stücke des Christentums eintrat, hat er uns von dem kleinlichen Haber um das Dogma und die Lehre befreit und uns genötigt, uns auf uns selber zu besinnen. . . . Die Bedeutung der christlichen Ethik muß neu erfaßt werden, es muß das Verständnis für das Christentum als die sittliche Erlösungsreligion gepflegt und vertieft werden. Und hier ist unendlich viel von diesem Gegner zu lernen, viele einzelne seine Beobachtungen, deren Tiefe und Kraft noch lange nicht ausgeschöpft sind. Ja noch mehr: auf weite Strecken gehn Nietzsche und das Christentum zusammen.“ Wie die Kritik Nietzsches, so erfreut und belehrt auch die der beiden Dichter mit einer Fülle guter Gedanken. Nur werden diese beiden Herren allzu ernst genommen. Herzenskonflikte wie die im Brand dargestellten kommen ja wirklich vor, aber von dem wirklichen großen Konflikt zwischen den Ansprüchen des modernen Menschen und denen der Kirche ist der Konflikt Brands doch nur eine Karikatur. Die echten Apostel des Christentums, von Paulus an bis auf unsre heutigen wackern Pfarrer und Heidenmissionare, haben das Volk nicht in Eiswüsten geführt, sondern zur Kulturarbeit angeleitet, durch die Gemeindeorganisation und die Seelsorge diszipliniert, getröstet, ihm durch Darreichung eines gesunden geistigen Brotes auch den Erwerb des leiblichen erleichtert und gesichert, und sie haben sich durch solche nützliche Tätigkeit nicht in Widerspruch gesetzt mit den Worten Jesu, sondern diese erfüllt. Wenn außerdem Brand und Björnsons Pastor Sang in der Verfolgung ihres vermeintlichen höhern Berufes ihre Familien ins Unglück stürzen, so zeigt meiner Überzeugung nach die katholische Auffassung den richtigen Ausweg aus dieser Art von Konflikten. Gereinigt von dem Aberglauben an die Verdienstlichkeit der Mönchsgelübde und an die Notwendigkeit des allgemeinen Priesterzölibats besagt sie in Übereinstimmung mit Matthäus 19 und mit der Vernunft: Gott teilt seine Gaben verschieden aus und mit den Gaben die Berufe; wer dazu berufen ist, mit Auf-

opferung von Person und Besitz einem größern Kreise zu dienen, der darf sich eben nicht an eine Familie binden, wer aber einmal geheiratet hat, der sündigt, wenn er das Brot seiner Kinder Fremden schenkt. Daneben bleibt Weinels Nachweis richtig, daß einem jeden aufrichtigen Christen seine besondere Lebensaufgabe „über die Kraft“ geht; daß eben hierin die Idealität der christlichen Lebensauffassung besteht, und daß darin die Unentbehrlichkeit des Glaubens an die Erfüllung der christlichen Hoffnung im Jenseits gegründet ist. — Wie unrecht man tut, den Brand zu schwer zu nehmen, geht aus der Angabe Nalls hervor, Ibsen habe in ihm zwei wirkliche Personen darstellen wollen. Die eine ist natürlich Kierkegaard; wer diesen kennt, denkt bei der Lektüre von Brand sofort an ihn. Die andre ist der hierzulande unbekanntere Separatistenprediger Sammers. Allerdings habe Ibsen viel von seinen eignen Empfindungen und Phantasien in diese Gestalt hineingelegt und eine starke Liebe zu diesem Schwärmer gehegt; hat er doch auch einmal geschrieben: „Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken.“ Er war christlich erzogen und als träumerischer Norweger für religiöse Schwärmerei disponiert. Wahrscheinlich — das vermuten beide Autoren — ist es der Einfluß von Georg Brandes gewesen, der seinen Sinn vom Christentum ab- und ganz und gar zum Realistischen hingelenkt hat, das dann nach und nach, aller Idealität bar, das schlechtthin Scheußliche geworden ist. Anathon Mall hat es in seinem schon vor zwei Jahren (bei Max Niemeyer in Halle) erschienenen Buche: Henrik Ibsen als Dichter und Denker, nicht ausschließlich und auch nicht besonders auf Ibsens Verhältnis zum Christentum abgesehen. Er kennt Ibsen durch und durch, hat auch persönlich mit ihm verkehrt und ist ein Verehrer, dem die Verehrung und Bewunderung das klare Urteil nicht trübt. Er schildert u. a. den Einfluß seines Vaterlandes auf den Dichter. Daß die (natürlich nicht räumlich zu fassende) Kleinheit dieses Vaterlandes verbitternd auf den Dichter gewirkt haben mag, wie ich vermute, diesen Gedanken spricht Mall nicht aus; dagegen beschreibt er die Wirkung der nordischen Natur ungefähr so, wie ich es getan habe, und lenkt die Aufmerksamkeit auf die gesunden sozialen und die höchst einfachen politischen Zustände Norwegens, die für grausame Konflikte eigentlich gar keinen Nährboden abgeben. In dieser durchaus gesunden und normalen Welt, dieser Welt robuster Menschen, mußte sich Ibsen mit seinen Gespenstern ein wenig als Don Quixote vorkommen, und das war nun auch nicht geeignet, seiner steigenden Verbitterung entgegenzuwirken. Mall sagt das nicht, aber er macht u. a. darauf aufmerksam, wie Nora so gar nichts Norwegisches an sich hat — die Norwegerinnen seien sehr gute und tüchtige Mütter —, und daß Gestalten wie der Baumeister Solness weder Norwegen noch überhaupt einem Lande dieser Erde angehören. So ist es, und wie viele Personen Ibsens, so sind auch die meisten Konflikte, in die wir sie verwickelt finden, nicht wirklich vorkommenden Verhältnissen entsprungen, sondern vom brütenden Dichtershirn erkünstelt. Nora wird übrigens an einer andern Stelle vom Verfasser entschuldigt: wie der Knoten einmal geschürzt war, sei der Bruch unvermeidlich gewesen. Interessant ist der Nachweis in Nalls Buche, wie dem Dichter oft ein Gedanke, den er in einem Stück gelegentlich ausspricht oder nur andeutet, zum Thema des folgenden Stücks wird; so hat er die in den Gespenstern behandelte Vererbung schon in dem vorhergehenden Puppenheim berührt. Bei allem Erkünstelten und Ergrübelten bleibt es jedoch ein unbestrittenes Verdienst Ibsens, auch wirkliche Probleme und Konflikte des modernen Lebens in ein helles und scharfes Licht gestellt zu haben; das hat, wie jüngst in der Frankfurter Zeitung zu lesen war, sogar ein Franziskanerpater in München in einem öffentlichen Vortrage ausgeführt.

C. J.

Neue Zeitschriften der Volks- und Heimatkunde. Es ist schon einmal in den Grenzboten (S. 180, I, 1904) auf eine Anzahl von Zeitschriften hingewiesen worden, die sich die Pflege der Landes- und Volkskunde für bestimmte abgegrenzte Landschaften zum Ziele gesetzt haben. Es konnten damals die Halbmonatsschrift Niedersachsen, die Rote Erde, die Hessischen Blätter für Volkskunde u. a. genannt werden. In der neußen Zeit sind weitere Zeitschriften dieser Art ins Leben gerufen worden, auf die an dieser Stelle kurz aufmerksam gemacht werden soll.

1. Schlesiſche Heimatblätter. Zeitschrift für schlesiſche Volkskunde. Herausgeber Dr. jur. Otto Reier in Hirschberg in Schlesiſen. Preis jährlich 6 Mark. Genau in derselben Weise, wie ich damals in den Grenzboten ausführte, daß diese Zeitschriften neben den längst bestehenden wissenschaftlichen Festen der Geschichts- und Altertumsvereine ihre volle Berechtigung hätten, erörtert Dr. Reier in der Einführung der neuen schlesiſchen Zeitschrift die Frage, ob diese Blätter neben den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte und Altertümer Schlesiſens und der Gesellschaft für schlesiſche Volkskunde noch notwendig seien. Er kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß jene Vereinigungen die Forschungen wissenschaftlicher Art ausregen, daß ihre Mitteilungen zwar unschätzbare Material für ein tieferes Studium schlesiſcher Eigenart enthalten, aber auch gerade deshalb auf kleinere Kreise berechnet und beschränkt seien. Die schlesiſchen Heimatblätter dagegen wollen vollständige Weisen erschaffen lassen, sie wollen zu allen schlesiſchen Volksgenossen in Dorf und Stadt kommen und zur gemeinsamen Freude an der schönen schlesiſchen Heimat aufrufen. Darin liegt eigentlich schon alles, was die neue Zeitschrift will; sie will Heimatkunst, Heimatſchutz und Heimatfreudigkeit wecken und üben und alle die Bestrebungen fördern, die sich auf diesem Gebiete überall in Deutschland in so erfreulicher Weise regen. Und daß es der Zeitschrift Ernst damit ist, beweisen die Mitarbeiter, von denen aus einzelnen Hefen nur Dr. Karl Hauptmann in Schreierhau, Professor Dr. Heinrich Rentwig in Warmbrunn, Karl Meißner in Dresden, Richard Nordhausen (über Bergbahnen), G. W. Prollius genannt werden sollen.

Um aus dem reichen Inhalt nur eins herauszugreifen, so erwähne ich, daß im 7. Heft Hans Heinrich Vorchardt eine Aufsatzreihe über Denker und Dichter in Schlesiſen beginnt. Der Verfasser schildert darin Theodor Körners Reise nach Schlesiſen und will in diesem und den folgenden Aufsätzen den Aufenthalt der einzelnen Dichter und deren Äußerungen über das schlesiſche Landschaftsbild mitteilen. Das ist gewiß eine dankenswerte Aufgabe, die auch für andre Landschaften und Provinzen beachtenswert ist, da sie uns dadurch unsre Dichter näher bringt, deren Leben und Schaffen man meist nur in Umrissen aus den Literaturgeschichten kennt.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Heimatblätter, deren Vertrieb die Verlagsbuchhandlung von Max Leipelt in Warmbrunn in Schlesiſen übernommen hat, ihren Lesern gute Abbildungen heigeben, wie zum Beispiel das 6. Heft ein vorzügliches Porträt der Elifa Radziwill und des Schlosses Ruhberg bei Schmiedeberg enthält.

2. Pommersche Heimatblätter für Geschichte, Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Lied und Kunst. Herausgegeben von V. Hamann, verlegt von Prange in Stargard in Pommern. (Jährlich 12 Hefte, Preis 3 Mark.)

Auch diese Zeitschrift, die wie die schlesiſche seit dem Oktober 1907 besteht, will die Heimatkunst pflegen und alles sammeln, was aus Pommerns Geschichte und Sage berichtet worden ist, sie will „durch Feld und Wald streifen und vor den Lesern eine Bilderreihe ausbreiten: Seht, das ist Pommern, das ist eure Heimat“. Wie in andern Provinzen, so gibt es auch in Pommern einen großen Geschichts- und Altertumsverein, der eine besondere Zeitschrift: Baltische Studien und sogar Monats-

blätter herausgibt, und doch scheint das Bedürfnis damit nicht befriedigt zu werden, da man sonst wohl nicht an die Herausgabe der Pommerschen Heimatblätter herangegangen wäre.

3. Hannoverland. Monatschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur unsrer niedersächsischen Heimat. Herausgegeben von G. F. Konrich. Verlag von Ernst Geibel in Hannover. Jahrgang 5 Mark.

Man braucht nur das Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1907 durchzugehen und die einzelnen Abschnitte über Geschichte und Vorgeschichte, Kulturgeschichte, Landeskunde, Volkskunde, Kunst- und Literaturgeschichte, Heimatbewegung, Erzählungen, Skizzen, Sagen, Dichtungen, Heimat und Heimatschutz, über heimatische Museen, Funde und Ausgrabungen, über das Vereinsleben und Bücherbesprechungen zu überfliegen, wenn man einen Begriff von der Fülle des Stoffes bekommen will, der hier geboten wird. Die Namen Robert Mielke, Hermann Löss, Heinrich Sohnrey und viele andre, die nur in Niedersachsen bekannt sind, bürgen dafür, daß die Zeitschrift einen äußerst gediegten Inhalt hat und wohl eine führende Stellung unter den Zeitschriften dieser Art beanspruchen darf, obwohl auch sie erst in den zweiten Jahrgang eintritt. Jedes Heft hat eine Kunstbeilage, und zwar zum größten Teil Originalzeichnungen auf feinstem Papier, wie auch die übrige Ausstattung der Hefte nichts zu wünschen übrig läßt.

Unsre Heimatliteratur kann mit diesen Unternehmungen zufrieden sein; wenn überhaupt eine Bewegung in die so beliebten „weiten, weitern und weitesten Kreise“ einzudringen vermag, so müßte es die Heimatbewegung mit Hilfe dieser Zeitschriften sein. Aber freilich diese Kreise sind doch immer noch sehr eng zu ziehen; die große Masse der Gebildeten nicht weniger als die der einfacheren Bevölkerung hat keinen Sinn und kein Verständnis für solche Art Literatur. Die tägliche Berufsarbeit nimmt überdies den größten Teil der Zeit in Anspruch, und was davon übrig bleibt für geistige Beschäftigung, wird für die vielen Tageszeitungen mit ihren oft recht zweifelhaften Romanen und den großen Prozeßverhandlungen, an denen es niemals fehlt, verwandt. Doch das wird die Anhänger und Freunde der Ziele dieser Heimatblätter nicht entmutigen, und es sind Anzeichen genug vorhanden, daß sie auch in andern Landesgebieten allmählich Anklang finden und eingeführt werden, namentlich seitdem die Einzelstaaten, zum Beispiel Hessen und Preußen, durch gesetzliche Bestimmungen gegen die Verunstaltung der Landschaft, zu der Denkmalpflege und den Naturdenkmälern Stellung genommen haben.

R. Krieg

Kultur- und Kunstgeschichtliches. Die Geschichte — das ist das Ergebnis unsrer Beschäftigung mit den im folgenden genannten Büchern — bleibt die große Lehrmeisterin. Sie schließt ja auch die Entwicklung der Naturwissenschaften, die Entwicklung der Weltanschauung mit ein. Wenn uns die Fragen: Wie darfst du sein? Was mußt du tun? in den Nebeln der Gegenwart immer wieder bedrängen, so beruhigt uns ein Blick auf den von den Vätern zurückgelegten Weg. In große Tiefen zurück reicht das Auge des nordischen Gelehrten Troels-Lund, dessen „Himmelsbild und Weltanschauung“ der Verlag von V. G. Teubner nun schon zum drittenmal in der guten Übersetzung von L. Bloch vorlegen kann; Troels-Lund weiß die Hauptetappen des Weges interessant zu beleuchten. Im einzelnen nur selten daneben greifend, mit einem Überschuß von Sprachphantasie begabt, zuweilen bedeutend im Goethischen Sinne schildert er uns die religiösen Stimmungen von den Babyloniern bis zur Gegenwart im Anschluß an die Veränderung der sinnlichen Vorstellung von dem Weltganzen.

Zwei ausgezeichnete neue Werke über Teilgebiete aus der Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens sind die „Geschichte des deutschen Buchhandels vom Westfälischen

Frieden bis zum Beginn der klassischen Literaturperiode (1648 bis 1740)" von Johann Goldfriedrich und „Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hanse und die Handelsstellung Hamburgs bis in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts" von dem Sekretär der Hamburger Handelskammer Dr. jur. Arnold Kieselbach. Es ist erstaunlich, welche Menge verschiedenartiger, zum großen Teil völlig unbekannter, aus Archiven herauszufindender Tatsachen über den deutschen Büchermarkt, die Buchhändler, die Büchermesse und die Absatz- und Preisverhältnisse um 1700 der Leipziger Goldfriedrich — unparteiisch für Leipzig — in originaler, kräftiger Darstellung zur Aufweisung einer organischen Kiesenentwicklung zu verbinden verstanden hat, und es verdient lebhafteste Anerkennung, wie Kieselbach aus der Masse der von der Hansageschichtsschreibung zutage geförderten Daten das Bild des flandrischen Handels als des mittelalterlichen nordeuropäischen Handelszentrums herausgehoben und eine für die Zeit bis 1370 daneben sekundäre Stellung wie die Hamburgs als solche deutlich gezeichnet hat.

An diese beiden vorzüglichen Spezialwerke, die nirgends die volle Weite des Blickes für alle in Frage kommenden Probleme vermissen lassen, fügen wir einige Worte über zwei große neue illustrative Geschichtswerke. Der Berliner Verlag von Ullstein und Co. gibt von einer sechsbändig geplanten Weltgeschichte zuerst die „Geschichte der Neuzeit" von 1500 bis 1650 heraus: Mitarbeiter an diesem Bande sind von Pflug-Hartung für Entdeckungs- und Kolonialgeschichte, Brandi für Renaissance, Brieger für Reformation, von Zwiedineck-Südenhorst für Gegenreformation in Deutschland und Philippson für Gegenreformation in Süd- und Westeuropa. Die drei mittlern dieser Abschnitte vermögen auch höhern Ansprüchen gerecht zu werden, Brandi durch seinen flüssigen Stil, Brieger durch sein warmes Pathos, Zwiedineck durch die Plastik seiner Darstellung; im übrigen hat der Verlag viel getan, den Band mit annähernd zeitgenössischen, möglichst faktilierten Dokumenten zu beleben, vielen Schwarzweiß- und einer Anzahl Vierfarbendrucke. Der Gesamtplan des Werkes dürfte aber nicht genügend ausgereift sein: das Vorsatzpapier ist eine Nachahmung des Sternhimmels, und die Namen Kopernikus, Tycho, Giordano Bruno, Galilei fehlen in dem Bande! — Nur Bilder — mit kurzen, manchmal zu berichtigenden Unterschriften — enthält der große Folioprachtband des Diederichschen Verlages „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern" (I: fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert), eine wahre Fundgrube für Kunst- und Kulturhistoriker auch neben Hirths kulturgeschichtlichem Bilderbuch, aber auch ein Hausbuch zur Betrachtung und Belehrung, wie wir es in deutschen Familien gern sehn.

Wir empfehlen zum Schluß den betreffenden Interessenten zwei kleine Bücher: die hübsch orientierende Arbeit von Kende-Chrenstein „Das Miniaturporträt" (sie ist als erste Nummer einer Reihe von Sammlerkompendien erschienen, die der Verlag von Halm und Goldmann herauszugeben beabsichtigt) und den Jahrgang 1908 von dem gut eingeführten „Kunstjahrbuch" des Malerarchitekten W. D. Dressler, dessen solide und schlichte lexikalische Fülle uns nur gar nicht mit den altperuanisch oder wie stilisierten Zwischentiteldecken zu harmonieren scheint.

Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. Unter diesem Titel hat Friedrich Arnold Mayer einen Teil der an Leopold Kosner gerichteten Briefe herausgegeben\*), die einen Zeitraum von annähernd vierzig Jahren umfassen. Leopold Kosner war eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten Wiens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, eine markante Erscheinung im literarischen, buchhändlerischen und vor allem im Theaterleben der alten Kaiserstadt. Geboren am

\*) Wien, Wilhelm Braumüller.

21. Mai 1838 in Pest, war er früh nach Wien gekommen und hier ganz zum Wiener geworden. Schon mit dreizehn Jahren mußte er in das von seiner Mutter ererbte Antiquariat eintreten, wurde jedoch vom Theaterdämon gepackt und betrat in Preßburg, Wien und Innsbruck die Bühne. Nach dreijähriger, nicht gerade erfolgreicher Tätigkeit in der Welt des Scheins kehrte er zu seinem ursprünglichen Berufe zurück, nahm einen Gehilfenposten in der Wallishausser'schen Buchhandlung — dem Verlage Grillparzer's — an und brachte es hier zum Geschäftsführer. Im Jahre 1871 eröffnete er unter den Tuchlauben ein eignes Geschäft — Sortiment und Verlag —, das in der kürzesten Zeit der Treffpunkt der Wiener Literaten und Künstler wurde. Er führte Anzengruber in die Literatur ein, verlegte Wilbrandt's Dramen, Novellen und Romane, Spitzers berühmte „Wiener Spaziergänge“, ferner Werke von Marie von Ebner-Eschenbach, Kürnberger, Nissel, Friedrich Schögl, Bauernfeld, Julius von der Traun, Breuning, Griebach u. a. In einer Zeit, wo die Buchausstattung ihren tiefsten Stand erreicht hatte, griff er auf die zierlichen Elzevirausgaben zurück, verwandte Drugulinsche Schriften, Bütten- und Kupferdruckpapier, Kopfleisten und Bignetten. Aber der allzu uneigennützig, immer hilfsbereite Mann vermochte keine Seide zu spinnen, denn ganz besonders traf auf ihn zu, was er in seinen „Erinnerungen an Anzengruber“ beklagt: „Gelingt es einem Wiener Verleger aber, ein paar Autoren, die der großen Lesewelt früher gar nicht oder doch nur aus einzelnen Zeitungsartikeln bekannt waren, mit Glück einzuführen und ihre Namen mit Hilfe seiner rastlosen Tätigkeit bald zu den beliebtesten zu machen, so darf er sich seines Glückes nicht lange übermütig freuen, denn längst lauert draußen ein deutscher Bruder, der ihm neidisch die Buttersemmel aus der Hand schlägt und ihm den Autor abjüchelt . . .“

Und als sich nun im Jahre 1885 noch eine schwere Krankheit einstellte, die Kosner zwang, wiederholt einen Aufenthalt in Meran zu nehmen, ging es mit dem Geschäft immer mehr bergab. Er gab es in andre Hände ab und plagte sich trotz seiner körperlichen Hinfälligkeit redlich, für sich und die Seinen den Lebensunterhalt mit der Feder zu verdienen. Seine umfassenden literarischen Kenntnisse, die er sich auf autodidaktischem Wege erworben hatte, und seine alten, nie völlig gelösten Beziehungen zum Theater kamen ihm nun zuustatten. Er war ein lebendiges Lexikon zur Geschichte der dramatischen Kunst in Wien, deren Jünger und Jüngerinnen ihm fast alle persönlich nahe standen. Davon legen auch die hier gesammelten Briefe ein beredtes Zeugnis ab: selten wohl hat ein einzelner Mensch so allgemeines Vertrauen genossen wie er. Was auf diesen Blättern steht, sind keine weltbewegenden Ereignisse, keine tiefen Gedanken, aber interessante Dokumente zur Geschichte des Theaters und der Literatur in Wien, mit ihrem echten Erdgeruch, dem unverwüßlichen, auch der gemeinen Not des Lebens trotzenen Humor, dem gemütlichen Leichtsinne und der wahrhaft erquickenden Grobheit köstliche Erinnerungen an die Zeit, wo über den Wassern der Wien noch der Geist Grillparzer's, Nestroy's und Laubes lag.

J. A. H.

# ODOL

Das Mundwasser